nfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

VOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und
Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

HRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 6. OKTOBER 1910 / WIEN NUMMER 32



eichnung von Oskar Kokoschka:
le Erstebeste darf der süßen Lilith das Haar kämmen. Schreib bald!

INHALT:

Das Geschlecht

Von Stanislaw Przybyszewski

Immer und wieder dieselbe urewige Wahrheit! Warum sie denn fortwährend wiederholen, warum so viele Variationen über dasselbe Thema? Aber fürwahr: Millionenmal öfter wiederholt sich die ewige Lüge.

Die menschliche Seele ist allzudicht mit giftigem Unkraut bewachsen, und es wäre höchste Zeit, das Körnchen Wahrheit zu pflegen und zu behüten, bevor die Seele ganz verdorrt und verfault ist.

Denn ich habe in der Tat nichts Neues gesagt! Schön und heilig war die Macht des Geschlechtes, und fast eine religiöse Zeremonie, voll tiefer Mysterien war der Geschlechtsakt für die Menschheit, die noch nicht durch die Syphilis der judaistischen Moral infiziert war.

Im Himmel und auf Erden thronte unumschränkt die Schaumgeborene, die furchtbare, aber göttliche Astaroth und Mylitta; in der Form des Phallus baute man Tempel und Heiligtümer, und selbst die tugendhaften, römischen Matronen trugen den Phallus als Amulet auf ihrer Brust. Der Geschlechtsakt war ein Sakrament, das zu Ehren der Gottheit in den Tempelhöfen und heiligen Hainen gefeiert wurde, und die Offenbarung dieser hehren, dieser feierlichen und schönen Geschlechtskultur, das ist die unerhörte Pracht der Antike, ihre Wiedergeburt in dem göttlichen Wunder der Renaissance und die überfeinerte, aristokratische Anmut und der Zauber der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Judaismus hat das Geschlecht erniedrigt und in den Kot getreten, er hat die Liebe kastriert und erlaubte ihr nur als einer lächerlichen, verbalen Kategorie zu leben, in den Höhlen den Anachoreten, in den kranken Hirngespinsten hysterischer Nonnen, in dem Gestammel zahnloser Mönche, als Liebe zu Jesus und Maria.

A b e r t r o t z d e m: wie viel von dem intensesten, geschlechtlichen Elan verbirgt sich nicht in der Religion des Mittelalters!

Der Geschlechtstrieb als solcher wurde zum Verbrechen und zur ekelhaften Sünde, das Nackte zur schändlichen Scham und der Geschlechtsakt zu einer stinkenden Pfütze, in der das widerlichste Ungeziefer gedeiht.

Der Judaismus hat der schönen menschlichen Seele das Gift eingeimpft, das bis auf den heutigen Tag die Menschheit zersetzt; er ist es, der die Schönheit widerlich und ekelhaft gemacht hat, der ihr ein Gottesgeschenk mit Unrat und Kot beschmutzt und die höchste, göttliche Offenbarung mit Aussatz beworfen hat.

Aber schon braust von Ferne die rückkehrende Woge, schon schlägt sie hier und da ans Ufer, und der Tag naht, da die Seele sich von dem Unrat des Judaismus zu reinigen beginnt und in neuer Sinnenherrlichkeit und Schönheit ihre Auferstehung feiern wird.

* * *

Aber was bedeutet, wenn man meine kurze rhapsodische Ausführung gelten läßt, unsere alte, verfaulte Ethik, die unser Geschlechtsleben regiert?

Was ist überhaupt Ethik? Doch nichts weiter als: das ist mein, das ist dein, das darfst du nicht anrühren. Stehle nicht, töte nicht, begehre nicht das Weib deines Nächsten.

Viel Schwereres verlangt man schon in dem Satze: Du sollst dem anderen das nicht antun, was du nicht möchtest, daß dir angetan wird. Aber auch das Befolgen dieses Gesetzes ist ein sicherer und bequemer Weg zu einem wohlgeordneten und hochgeachteten Leben.

Das ist so ziemlich das Wesentlichste, worauf sich die alte Ethik beschränkt. Der Dekalog konnte zwar einige tausend Paragraphen in dem deutschen Reichsgesetzbuche gebären, aber all das juridische Geplärre läßt sich auf ein sehr armseliges Schema zurückführen.

Wie anders wird sich das Leben darstellen, wenn die Menschheit sich nur nach einem einzigen ethischen Prinzip richten wird:

Lebe so, wie es deine Schönheit verlangt!

Schönheit! Ja — Schönheit!

Aber was ist Schönheit?

Ich weiß es nicht, ich weiß nur was die meinige ist, die deine, die eurige — die kenne ich nicht.

Darf ich sagen, was meine Schönheit ist?

Sie ist das Gefühl einer heißen Begeisterung, die mich alles ringsumher vergessen läßt, die meine Augen blind macht, aber um so weiter die Fenster meiner Seele öffnet; sie ist der fiebernde Aufschwung meines ganzen Seins in einem Orgasmus aller meiner Seelenkräfte, der kalte Schauer, der mich durchläuft: das einzige Kriterium, daß ich etwas Großes anschaue; sie ist die tiefe Angst und das Grauen vor unbekannten Mächten, die ich in weitester Ferne wie ein schwaches, Milliarden Meilen entferntes Sternenlicht aufleuchten und wieder verschwinden sehe, und sie ist das feierliche Pathos am Tage heiliger Feste, oder das Entsetzen des Gerichtes am jüngsten Tage, oder der Schrecken, der den Menschen in eine Salzsäule verwandelt.

Alles, alles, was nur die Augen von sich nicht losreißen läßt, alles, was mich am Boden festschmiedet, was mich mit Verehrung oder mit Grauen durchschauert, das mein ganzes Sein in die heftigste Vibration versetzt,

das ist „meine" Schönheit!

Das einzige Maß für meine Schönheit ist die Intensität und Dauer des Gefühls oder vielmehr der Erschütterung, in die ich durch sie versetzt werde.

Schönheit ist nur individuell, sie kann nur immer „meine" Schönheit sein.

Ein objektives Schöne ist Unding, man kann höchstens seine eigene Schönheit einem anderen suggerieren....

Nur das Eine:

Alles ringsherum kann zur Schönheit werden, und um wie viel mehr die größte, geheimnisvollste Macht, die das Leben von einer Ewigkeit zur anderen beherrscht —!

Die höchste Ethik besitzt derjenige, der alles zur Schönheit umzuwerten versteht, weil nur und einzig allein das Schöne ethisch sein kann.

Und so aufgefaßt, ist das Geschlecht mit allen seinen Abgründen, mit seiner furchtbaren Tragik, mit seiner jauchzenden Lust und seinem unsäglichen Jammer, mit all den unentwirrbaren Rätseln, Geheimnissen, Ab- und Schleichwegen im höchsten Sinne ethisch, und die Bestätigung des Geschlechtstriebes im höchsten Sinne ethisch, weil schön.

„Et tout est effrayant lorsqu'on y songe", sagt Maeterlinck, und in diesem Ausspruch steckt die Quelle aller Schönheit. Denn dies furchtbare „effrayant" ist der Urgrund der Schönheit.

Nur was mich auf die Kniee wirft, was mich mit Grauen und Angst vor unbekannten Mächten erfüllt, was mich zur demütigen Ehrfurcht und dem Gefühl meiner elenden Kleinheit zwingt, ist schön.

Man muß nur verstehen, sich in die geheimsten, verborgensten Wnkel jeder Sache zu vertiefen, den entlegensten Urgrund aller Gründe zu erfassen suchen, jedem Ding bis an seine unterirdische Quelle zu folgen, und von den Untergrundswellen sich durchbeben lassen, wenn auch das Meer spiegelglatt vor unseren Augen liegt.

Man muß sich mit einem Wort in dies entsetzliche „effrayant" versenken, dies unfaßbare, dies geheime Grauen, das auf dem Boden eines jeglichen Dinges liegt, um in seiner Seele die heftigste Vibration hervorrufen zu lassen, den heiligen Schauer, der, ich wiederhole es: das einzige Kriterium der Schönheit ist.

Und was ist die Schönheit der Konvulsionen eines Ozeans während des Taifuns. Was ist die Schönheit des Feuergischt, den ein Vulkan herausschleudert, was ein Diluvium, das eine ganze Welt unter seinen Fluten begräbt, gegen die Schönheit der geheimnisvollen Macht des Geschlechtes!?

Und darauf kommt es an:

Das einzige moralische Gesetz für den neuen Menschen, vielmehr für den Menschen, der seine Auferstehung feiert, ist die Schönheit.

Sobald der Mensch lernen wird, das Geschlecht als schön und heilig zu betrachten, wird seine Betätigung des Geschlechtstriebes schön und heilig sein; und nur der wird seine Seele beschmutzen und besudeln, der in dem Geschlecht Sünde und Unrat findet, und doch der „ekelhaften", „sündigen" Kraft des Fleisches folgt. Und ein solcher Mensch, nur er allein ist — Schwein!

Und jeder seiner Geschlechtsakte wird widerlich und ekelhaft sein, weil er gegen das einzige Prinzip der Ethik, gegen die Schönheit sündigt.

Der einzige, der die logische Konsequenz seiner Anschauung gezogen hat, war Weininger. Mit der Verneinung des Geschlechts war für ihn jegliche Distanz zum Leben verloren. Heil dir, o Strindberg!

Freilich, freilich werden Jahrhunderte vergehen, bis die Menschheit sich von dem Schmutz wird reinigen können, bis sie die Himmelfahrt der reinen, der geheiligten Sinnenlüste wird feiern können und eine Wiedergeburt in Schönheit durch — das Geschlecht!

Ende

Das Mysterium Jesu

Von Peter Hille
Aus dem Nachlass

Atheistische Falter

Ein Vorsymbol

Auf reichweichem, tiefgrünem Moospolster liegt ein Totenschädel. Er liegt da wie Kroninsignien auf einem Sammetkissen, das vorsichtig, selbstgefällig ein blonder Page trägt, und hebt auf seiner üppigen Unterlage so mager sich ab, sieht so klagendhohl aus, sauber dürftig. Aus den Augenhöhlen aber sprießen ihm fröhlich je eine Aurikel, deren wie schöner Mädchenhals feinstrotzende Stengel als Augennerv den Sehgang füllen.

Geschäftig wie eine Untersuchungskommission oder kundigbeflissene Archäologen suchen zwei Falter, ein Admiral und ein Pfauenauge, die geheimnisvolle Lebensruine ab.

Sie durchwühlen den tiefrotsammtenen Augenstern der Aurikeln, kriechen in die engsten Höhlungen und achten dabei nicht ihres gefährdeten Prachtgewandes. Nun erblickt der Admiral die Pfeilnaht. Entrüstet, nachdenklich, nachdrucksam entrüstet hält er inne: „Und hier ist auch geflickt!" Und noch bedeutsamer sieht er seine Genossin an.

„Voltaire!" haucht diese.

„Nicht Voltaire, meine Gnädige, Büchner. Voltaire war noch Deist, und wir sind doch Atheisten!"

Und entrüstet, mit kräftigen Bewegungen stutzt er die beim Denken etwas in Unordnung geratene Uniform wieder zurecht, und beide machen sic[h] davon.

Atheistische Falter!

Und doch blüht frühlingsgrün die zarte Lu[ft] des jungen Lenzes und andächtige Hummeln spiele[n] die Orgel.

Und dazu atheistische Falter!

Mariä Empfängnis

Das Kind des Tempels war niemals irdisch nie stofflich verdunkelt gewesen.

Nicht einmal Spiel und Scherz, Reihentanz, Bewegungs- und Stimmenfreude an sich und den Gespielinnen hatte sie vorbeschäftigt, die heitere Dienerin des Tempels, die demütig beflissene Gehilfin. Kein Verlangen nach dem saftprallen Herzen einer Frucht, eines Kindes aus dem Pflanzenreich, kein Schönheitsdrang nach dem duften den Liede aus Farbe und Duft, der blühender Weise der Blume hatte dem jungen Willen auch nur eine Regung entzogen. Nur dem himmlischen Vater, dem Gotte Israels, dem Herrn der Heerscharen, der niederwirft die Hochmütigen und die Bedränger seiner Kinder, die Halsstarrigen und Unbeschnittenen des Herzens, aber erhebt die Verdemütigten, ihm, vor dem die Blitze schreiben die Sprüche seines Zürnens und die Donner blasen die Posaunen seines Nahens, dunkle, wuchtig schmetternde Posaunen. Er aber nahet lieblich wie das Säuseln im Rosengebüsche des Tales von Saron, ihm allein war ihr Wesen ergossen.

Und das Erste, Einzige, was in ihrem jungen, züchtigen Kinderhirne groß und sicher sich eingrub unter dem deutenden Finger der Mutter Anna, das war das Buch des heiligen Gesetzes.

Und ihr erstes Lallen war Gebet.

Feierlich war ihre Kindheit aufgewachsen in der heiligen hochgetönten Einsamkeit des Tempels.

Nur Frömmigkeit sah sie, Opfer und Gebet, hin zum gütig erhörenden Vater. Und ihr frommer Fleiß, die ernste Anmut ihrer weiblichen Kunstfertigkeit wob am Schmuck des Hauses, in dessen Dienst sie sich gestellt hatte.

Und ruhete sie ihre Finger streckend aus, sie legte sie zum Gebet zusammen. Und neben ihr betete die Blume des frommen Gebetes: die Lilie, die Blüte unantastbarer Reinheit.

Deren makelloser Kelch war der heranwachsenden Jungfrau auch hier an heiliger Stätte ein schärferer Mahner zu unausgesetzter Flucht und Wachsamkeit, die ja ist die Tapferkeit der Seele. Die Seele kann stäubchenloser sein als irgendwas in der Welt, und den König und Meister der Seelen erfreuen und erquicken in seiner wunschlosen Heiligkeit.

Und je mehr Tugend, so mehr Pflege, so kostbarer wird sie, um so mehr wird ihr nachgestellt, um so mehr muß sie behütet werden.

Maria betet, sie hat ihre zarten Finger vor den geschlossenen Augen und sieht nach innen, zurück nach dem Urquell ihrer in Andachtsglut zitternden Seele.

Und dieses Licht ihres Geistes, das schon als kleines Flämmchen so hell gebrannt hat vor dem Herrn und stündlich langsam gewachsen ist wie Gestalt und Alter, und heller geworden zugleich mit der Einsicht — nun atmet es tief und dehnt sich höher vor den stillen, den sanften, heitern, den leiser spiegelnden Augen des Höchsten. Sein Herz bewegt sich. Und seine himmelergossene Urkraft glänzt heller hervor, aus ihrer heiligen gütigen Strenge, die Gottheit wallt, und aus der Allmacht flutender Zufriedenheit sprießt wie ein Stengel der Geist: hellfeste Tat.

Auftragahnende Engel glühen vor Lust des Gehorsams, flugstraffem Eifer. Wangenzarte Freude aber glüht in den Antlitzen der Bleibenden still. Fröhlich schwingen des Göttlichen Zweige und werfen ihren Strauß aus Geisterwelt der lautersten Seelengestalt, dem edelsten Gruße aus Erdenland.

Da vollendet ein Strahlenbogen den dunkelentschlummerten Blick der Betenden.

Vor ihr steht eine helle, freundlichweiche, wie Befehl einer gütigen Gottheit weichhärteste Lichtgestalt, und lodert reine prüfende Züge.

Es atmet hier Jenseits und sieht mit den dünnen, strengen Nüstern, die wie Geisterluft zittern, aus wie Zorn. Und ist doch kein Zorn, sondern Ruh und Wesenheit.

Nun spricht Licht, Gott durchruft die Ge-
nte. Lind und hold und heller lebt das Licht.
Sein Geist umschwingt ihre Seele mit Wirbel-
vertern. Droben geronnen in den Flügeln noch
rt nach die Reinheit seiner Schärfe. Noch aber
n in der Luft seiner Sendung Töne, schönheits-
eßender als Melodie und Wohllaut kann
afen in irdischen Saiten, Töne, wie nur die
tesnähe sie gibt: Schwingungen göttlicher
rte, die den Himmel an unser Ohr bringen.
Und Maria, die Gottesmagd, schaudert, doch
orsam läßt auch kein Erschrecken, kein Zagen
las reine Meiden gelangen, das nun ein reines
len werden soll. „Siehe, ich bin eine Magd
Herrn!" So erhaben, so wahr, so alles redet
die Demut.
Und um so inniger versenkt sich die Jungfrau
Gebet, darin sich zu sichern gegen zerstreu-
e, grüblerische Gedanken, und nicht zu er-
ecken, sich nicht zu erheben, um so würdiger
zu weihen der hohen Erhabenheit, welche die
ufung ihres Gottes über sie bringen will, die
vürdige.
Aber Gott, Gott muß es wissen, ihm sei es über-
en. Und sie atmet ganz Liebe und Andacht.
lieb sind ihr die Stunden, da des Tempels
re Pflicht, die, obwohl gewissenhaft erfüllt,
on etwas zurücktritt, sie freigibt, da eilen zum
emel ihre Kniee und sinkt in die Hände ihr
endes Antlitz und in Gottes Schoß ihre flüch-
e Seele.
Und still ruht sie, gestärkt, freudig, ganz er-
en, ganz ausgeglichen hinüber ins Göttliche.
Erwartend löst sich auf die Zeit, und es be-
t zu spielen von Licht. Düster, düstergolden
Fußtapfen. Geisterbangen Sonnenscheines
kt noch Glanz in glorienvoller Kammer, und
Weibes junge, mildmächtige Seele steigt, und
Licht steigt und jubelt und zittert, und ein
per ist nicht mehr da, es müßte denn der Leib
vor dem Schemel, der starre —
Ob es der ihre, sie weiß es nicht, es sorgt
nicht. Sie fragt nicht, sie ist ganz Seele, ganz
tes. Und seine Macht leuchtet, daß ihr die
e, auch die Sinne der Seele vergehen, die
gkeiten zur Welt, zum Erfassen der höheren
t ohne die fleischmühsamen Gebilde.
Und nun, da sie wieder zu sich gekommen,
sie wieder in ihrem Leibe ist, nun weiß sie,
sie Gott trägt und ausreift: die Jungfrau wird
msorgsame Mutter, ihr Leib nun selbst ein
sam zu behütender Tempel. Ein Gefäß der
de, vor jedem Anstoß zu bewahren um des-
n, was sich darin bereitet, der ganzen Welt
ihr zum Heile.
Sie fühlt nur mehr Weib, die Heilige, die
ge Mutter, die Gottesträgerin, zu der mit
uer Ehrfurcht zagsam aufsehn die Engel.

...ubert

...Max Brod

Ich verbiete mir allen Enthusiasmus und will
s als Klarheit reden.
Jedes Werk Flauberts ist eine Summe von
ert Einzelheiten, jede dieser Einzelheiten sorg-
, intuitiv zugleich und neu. Diese Prosa ist
; keine Zeile, keine Phrase ist von dem Pflug
ger Arbeit verschont geblieben. Maupassant
lt von den Lektionen, die Flaubert ihm gab;
e er ein Feuer darstellen oder einen Raum, so
e ihn der Meister, er müsse so lange in ihre
achtung sich verlieren, bis sie keinem andern
r, keinem andern Raum mehr glichen und
gen, in ihrer Individualität aus der Menge
artiger Dinge hervorzutreten. . . Viel wäre
diese Detailarbeit zu sagen. Doch will ich
von der andern Merkwürdigkeit Flauberts
eln: Nicht nur alle Details seiner Romane
neu, jeder Roman ist außerdem noch als Ganzes
Mit seinen fünf Hauptwerken hat Flaubert
neue Typen von Kunstwerken ge-
fen, untereinander ganz verschieden, ganz ver-
den und durch eine unendliche Kluft getrennt
der ganzen übrigen Literatur. . . . Nichts hat
gehaßt, wie das Banale, die Wiederholung,
at er in seinen Büchern das fast Unmögliche
ht, niemals sich oder gar andere zu wieder-holen, nicht im kleinsten. Und nur dem Kenner wird es einfallen, daß „Kokosnüsse als Schmuck kleinbürgerlicher Wohnungen" zweimal im Werk Flauberts erschienen: bei Dussardier in der „Education" und bei Pécuchet.

Die spezifische Atmosphäre der „Madame Bovary" könnte man benennen: Alltag. Und Flaubert hat ihn beschrieben, wo er am fühlbarsten ist: Alltag in einer Kleinstadt. . . . Zum erstenmal in der Weltliteratur stehen hier Menschen vor uns, die sich durch gar nichts auszeichnen, Typen der Gewöhnlichkeit. Auch Blazac hat die Kleinstadt geschildert („La Rabouilleuse"), aber bezeichnenderweise ist es gleich eine Kleinstadt, in der wüste Mordgesellen handeln und eine Erpresserin und eine Merkwürdigkeit von altem Junggesellen. Nichts von all dem bei Flaubert. Die Romantik versinkt. In Yonville l'Abbaye gibt es nur Spießer. Balzacs Welt, die überwundene, wird von Flaubert selbst durch Pécuchets Mund dargestellt: „Er glaubt an die okkulten Wissenschaften, an die Anarchie, den Adel, ist von den Schurken geblendet, rührt in Millionen herum, als wenn es Centimes wären, und seine Bürger sind keine Bürger, sondern Kolosse." Dieses Abenteuer, die Realistik eines Salonzauberers, ist abgetan. Nur im Kopfe eines Deslaurier spukt sie noch, und indem Flaubert Deslaurier scheitern läßt, verurteilt er Balzac. Bei Balzac halten noch Ausnahmemenschen, Napoleoniden das Steuer das Welt, hinter den Figuren der „Madama Bovary" steht es in trüber Glorie geschrieben. daß jeder eine Ausnahme zu sein glaubt, indes er wie viele andere ist, sein Schicksal wie eines jeden Schicksal. Das gibt den traurigen Humor des Buches. Die Galerie der Enttäuschten beginnt, der später Matho, Frederick, Antonius, Félicie, die Alten von Chavignolles sich einfügen. Die Natürlichkeit ihrer Schicksale enttäuscht sie. So sehr ist jede Figur Flauberts in sich Allgemeinheit, während Balzac sein Bedürfnis nach Allgemeinheit in abstrakten Digressionen befriedigen muß. Flaubert kann dieser Digressionen entraten, mit einem Zuge ist der objektive Roman geschaffen, das moderne Epos. . . . Es ist ein kompliziertes psychologisches Problem, wie Flaubert zu dieser neuen Form gelangte, gerade er. Von Natur aus ist er Romantiker, Gaillard, Heros, Anbeter Viktor Hugos. Aus Romantik hervorgehend Pessimist, Feind der körperlichen Genüsse, Feind seiner selbst. In Synthese ergeben diese beiden Gefühle: Feind seiner eigenen Romantik. Sein künstlerischer Instinkt jagt ihn vom schon Gesagten weg, vom redseligen Pessimismus Byrons. Er klagt nicht mehr, er beschreibt. Er flucht dem Bourgeois nicht, er stellt ihn dar. Aber das ist die Hauptsache: dieser neue Stil, der andern vielleicht letztes Ergebnis aller Mühe wäre, ist bei ihm erst das Niveau, der Ausgangspunkt seiner Mühe. . . . Gut, er wird nun den Alltag schildern. Jetzt aber, schon meilenweit von aller bisherigen Konvention entfernt, beginnt er erst recht, sein Genie wirken zu lassen, der niemals Zufriedene. Und nun durchstudiert er den Alltag so genau nach rechts und links, entlockt ihm alle Farben, variiert ihn so überraschend und mannigfach, daß Zola, der ihm hierin folgte, wie ein plumper Vorläufer erscheint. Neben ihm wirkt Maupassant fad, die Goncourts planlos, obwohl alle diese erstklassige Epiker sind. Aber nun Flaubert gibt mit jedem neuen Roman nicht nur eine neue Atmosphäre, sondern gleich alle Nüancen dieser Atmosphäre. Er schafft ungeheure Felsblöcke herbei und modelliert sie zugleich ins feinste.

Paris hatte Fortsetzungen des Genres „Bovary" erwartet. Flaubert aber holt eine andere Seele aus sich hervor, die „Salammbô". Vorher schrieb er einmal einem Freunde: Indem ich Spirituskocher beschreibe, werde ich selbst einer. . . . Nur seinem Trieb folgend, beschreibt er Helden, Gewalttaten, Foltern. Aber zugleich seinem Prinzipe folgend, stellt er sie in ein Milieu, in dem das Größte als gewohnt erscheint. Er gibt gleichsam den Alltag der Exotik. In seinem wissenschaftlichen Drang rekonstruiert er das brausende Karthago. So befriedigt sich in ihm mit einem Streich der Historiker, der Freund der Barbaren, des Orients. Seine Studien sind ungeheuerlich. Man liest in den Tagebüchern der Goncourts (4. März 1860): „Dann bringt man Flaubert drei große, in der kaiserlichen Druckerei hergestellte Quartbände über die algerischen Bergwerke. Er hofft darin ein Wort zu finden, das er zu seinem karthagischen Roman braucht." Und Flaubert kann gegen eine Kritik des Professors Froehner brieflich ihm mitteilen: „Je n'ai, monsieur, nulle prétention a l'archéologie. J'en sais cependant assez, monsieur, pour oser dire que vous errez complètement d'un bout a l'autre de votre travail." Für jedes Detail des Romans weiß er Belegstellen, Autoren, nichts hat er willkürlich geschrieben. Das Werk lohnt die Mühe. Wieder ist ein neuer Typ des Romans gelungen: der exakthistorische, in dem aber die Wahrheit neben der Schönheit bedeutungslos ist, trotz aller Wahrheit.

„Die Schule der Empfindsamkeit." Ich würde eigentlich übersetzen: „Schule der Gefühllosigkeit". Denn darum handelt es sich in diesem, wenn es nicht geschrieben wäre, unglaublichen Buch. „Alles versiegt, kein Gefühl kommt ans Ziel", schreibt Flaubert darüber. Wie Salambô ist es eine Inversion der „Madame Bovary", aber von anderer Seite her. In der „Bovary" klagt ein stets unruhiges, romantisches Gemüt in monotoner Umgebung, hier dasselbe Lied mitten in Paris, mitten in tausend anderen Bewegungen. Hier ist zum erstenmal der Roman einer Stadt geschrieben, ein Roman mit tausend Nebenfiguren und Nebenereignissen, scheinbar unübersichtlich, doch gerade in allem Hin und Her vom zartesten unsichtbarsten festesten Plan beherrscht, aus dem tiefsten Herzen des Buches herauf. Hier ist das Beispiel eines Massenromans zum erstenmal gegeben und nie mehr erreicht worden.

Das Niveau in der „Versuchung des heiligen Antonius" ist: Heiligkeit, Askese. Auch diesmal die Grundstimmung nicht Endprodukt; sondern gleich mit den ersten Akkorden erzielt, wird sie Materie zu weiteren herrlichen Spielen. Gleich mit den ersten Zeilen spüren wir: eine fremde Welt, das haben wir noch nie gehört. Aber Flaubert tut gleichsam so, als sei diese Höhe selbstverständlich, ganz und gar heimisch ist er in den uns neuen Gefühlen, mit Intensität (das ist es, was ihn immer so auszeichnet: unbegreifliche Intensität) wandelt er die Frömmigkeit in alle ihre Ausläufer ab. Würde man glauben, daß es zu dieser Stelle kommt: „Antoine et Hilarion s'amusent énormément. Ils se tiennent les côtés a force de rire"? Ein Mönch, ein Einsiedler! . . . Und doch. Antonius zerspringt fast vor Lachen, wie er die seltsamen Idole der Heiden sieht. Da fühlen wir: wie weit von aller Schablone ist dieser Heilige gezeichnet, wie kraftvoll, unbegreiflich! Er ist fromm, aber individuell fromm, und zwar hartnäckig, selbstgefällig, ein wenig beschränkt. Wenn die Versuchung zu stark wird, beginnt er zu weinen. Wir kommen ihm so nah dadurch. Ein ganz neues Genre entsteht: der Humor, ja die Komik der Heiligkeit. Ohne etwas von seinem Pathos, seiner Mystik einzubüßen, wirkt das Buch humoristisch, in einer ganz ungeahnten Art menschlich. Wenn sich die indischen Götter verneigen, so neigen die, die mehrere Köpfe haben, alle zugleich. Wenn die Babylonier ihre göttlichen Sterne beobachten, es erscheint kultiviert und fast dandyhaft: wirft der Eremit bäurisch starrköpfig hin, wie aus einem Katechismus: „Die Sterne sind keine Götter". Unübertrefflich, wie der Magier Apollonius sich aufdrängt, aber mit Hilfe seines treuen Dieners schnell die Sache umdreht, so daß Antonius ihm sich aufzudrängen scheint. Ich möchte das auf der Bühne sehen. Und wie in alle Frömmigkeit der Ehrgeiz, der Neid, die ganze Skala der Leidenschaften einspielt, natürlich alles transponiert durch das Medium der Heiligkeit, alles auf den gemeinsamen Nenner der Kasteiung gebracht. Kleine irrationale Züge bringen uns das Unglaublichste unter die Augen. Die Christen stoßen ihre verurteilten Brüder den Löwen entgegen, „um ein Ende zu machen", einfach aus Nervosität. Ehe sie grausam den Tieren vorgeworfen werden, reicht man ihnen (mitleidig?) einen narkotischen Wein. Unter den römischen Göttern tritt auch Crepitus auf.

Noch einmal eine ganz neue Tonart „Bouvard und Pécuchet". Das enzyklopädische Buch. Die Bibel des Dilettantismus . . . Die beiden Biedermänner des Titels sind Idealisten, von gutem Willen erfüllt, nach Höherem strebend, aber Durchschnitt, Mittelmaß. Durch eine kleine Fleißaufwallung glauben sie jede Wissenschaft, jeden Zweig des menschlichen Lebens beherrschen zu können. Wie Don Quichote übersehn sie Schwierigkeiten, ihre tragische Komik wächst aus derselben Wurzel. Der Roman ist eine aus dem Ritterlich-Tatsächlichen ins rein

Geistige umgesetzte Don-Quichotterie. Aber bald gleitet Flauberts Satire aus der Persönlichkeit ins Allgemeine. Seine Helden sind Dilettanten, und deshalb mißlingt ihnen vieles, vieles aber auch, weil die Wissenschaft selbst, die sie gerade durchnehmen, ein Dilettantismus ist. Nun wird das Buch eine Verhöhnung der Wissenschaft, von der Agrikultur, über Chemie, Medizin und hundert andere Etappen bis zur Philosophie, Religion herauf. Alles ist widersprechend, leichtsinnig, ja hirnverbrannt. Ein Dossier der menschlichen Dummheiten entrollt sich, ein Bachanal der Skepsis... Die künstlerische Neuheit des Werks liegt aber nicht etwa in dieser heftigen Satire, wie Flaubert selbst in manchen Briefstellen und zahlreiche Kritiker meinen, sondern darin, daß Flaubert als erster die Schönheit des trockensten Stoffes beschwört, die Poesie des wissenschaftlichen Dunstkreises. Er beschreibt hier Bücher wie Landschaften, Systeme wie Katastrophen. Mit drei Worten wird ins Herz einer Geistesrichtung getroffen. Seine ungeheure Kraft zeigt sich in der zwanglos mitlaufenden Erzählung, in der Verbindung der Teile. Wie die Freunde, von der Hygiene enttäuscht, zu einer tüchtigen Mahlzeit zurückschnellen und dann gesättigt (selbstverständlich) die Sterne betrachten, ein bürgerliches Gespräch über Astronomie loslassen. Wie sie, müde des politischen Lebens, sich in der Liebe üben... Und unfehlbar gibt Flaubert alle Gemeinplätze, die man über ein Thema sagen kann. Das Gerede Pellerins in der „Education" war nur ein kleines Vorspiel. Hier schwillt das Stupide, das Unzulängliche in gigantische Maßstäbe. Die fünfzehnhundert Bücher, die Flaubert vorarbeitend durchgelesen hat, wirken schließlich wie ein erhabenes Denkmal, ohne dadurch ihre Lächerlichkeit zu verlieren. Dies alles zwischen zwei bejahrte Männer gelegt, ihre rührende Freundschaft, ihr unermüdlicher Eifer, ihr sympathisches Pech: ein neuer Typ des Grotesken ist gebildet, selbständig und isoliert wie alles, was der Große berührt hat. Der fünfte Roman: die fünfte Einsamkeit.

Es wird gut sein, wenn man statt in biographischen und Weltanschauungs-Zusammenhängen die Bedeutung Flauberts in dieser fünffachen Originalität erkennt.

Die Werke Flauberts, Romane, Novellen, Briefe, liegen nun in deutscher Gesamtausgabe vor. Durch das Erscheinen des nachgelassenen Romans „Bouvard und Pécuchet" ist sie in diesen Tagen vollständig geworden. Alles Lob dem kulturbewußten Verlag I. C. C. Bruns, dem gelehrten Herausgeber Dr. Fischer, etwas weniger ihm als Uebersetzer. Die Dramen und Jugendwerke Flauberts werden vielleicht später noch angefügt.... Doch steht zu erwarten, daß schon in dieser Form die Ausgabe, richtig erfaßt, eine starke Umwälzung des deutschen Schrifttums und der literarischen Ansichten hervorbringen wird.

Der Sohn der Lilame

Von Else Lasker-Schüler

Als Lilame, die Gemahlin des Großveziers, noch in ihrem Schoß den kleinen Mehmed trug, geschah es, daß unter ihrem Fenster eine Gauklerbande mit hellblauen Flachsperücken ihre Späße trieben. Und als Mehmed auf die Welt kam, ringelten sich mitten auf seinem Kahlköpfchen zwei ganz kleine hellblaue Wollhärchen. Seine Mutter Lilame soll schwermütig darüber geworden sein, und sein Vater, der Großvezier, ließ alle Friseure des Landes in den Palast rufen, aber die standen ratlos um den hellblau keimenden Haarboden seines Sohnes. Und Mehmed wurde der Welt böse, als er zum erstenmal mit seinem Gouverneur durch die Straßen von Konstantinopel spazierte. Die reichen und die armen Leute hielten sich die fetten und die hageren Bäuche vor Lachen. Und einige von ihnen wurden sogar handgreiflich und zupften an den Spitzen seiner hellblauen Locken. Aber als Mehmed älter wurde, gewährte es ihm einen unerklärlichen Reiz durch die lachende Volksmenge zu schreiten. Seiner Locken Blau hob sich grell ab von der Zitronenfarbe seines Turbans. Und in jedem Jahre einmal kam der Tag des großen Köpfens. An dem wurden alle, die sich des Lachens bei seinem Anblick nicht enthalten konnten, in den weiten Vorhof seines Palastes geladen. Der Sohn des Großveziers saß dort auf einem steinernen Stuhl und zwang seine Opfer, sich noch einmal so ungebührlich zu gebärden, wie sie sichs vor ihm auf den Straßen Konstantinopels hatten zuschulden kommen lassen. Aber die Leute zitterten vor Nöten, und namentlich die Kinder heulten, denn auf einer Wetzbank lagen krummgebogene Schlachtmesser wie blitzende Mondsicheln, in jeder Größe für jeden Hals passend. Aber es ist noch nie eines von ihnen blutig geworden, denn Mehmed erlöste die Qual der Schuldigen, indem er sie vor ihrer Hinrichtung wieder in ihre Wohnungen schickte. Und man betrachtete den Sohn des Großveziers bald mit scheuen Blicken. Die Lachlustigen verbargen ihre Gesichter, wenn sie ihn von ferne herannahen sahen. Und die alten Weiber auf den Plätzen, die Spezereien und Kräuter feilboten, tuschelten sogar von der Wunderkraft seiner heiligen, hellblauen Haare. Aber Mehmed war der Welt böse. Doch weil er sie so liebte, begann er seine außergewöhnlichen Haare mit flüssigem Kalk zu verkleistern. Und als ich ihn eines Abends also tun sah, trat ich in den Garten zu ihm, er saß am Rand des Spiegelsees, und sein Haupt war wie ein Stückchen Himmel, was in das kleine Wasser gefallen war. „Was beginnt Mehmed, mein lieber Vetter?" Und ich wehrte ihn, sein Vorhaben weiter auszuführen, denn ich empfand jedesmal eine Prophezeiung beim Leuchten seiner hellblauen Haare. „Mehmed, du bist ein Weiser und bist ein Narr, da du es nicht weißt. Und wenn du auch die schwarzen Haare deines Vaters oder die braunen Locken Lilames, deiner Mutter, trügest, dich hätte das gleiche Geschick ereilt." Ich zeigte in den See. „Deine Stirne ist mit Gold beschrieben, wie sollten die Unwissenden ihre Sprache deuten können, und deine Augen blicken in eine andere Welt." Und wir stellten noch am selben Abend eine Probe an, er verbarg seine hellblauen Haare tief im Turban, und ich sah recht deutlich durch meinen Schleier, wie sich die Vorüberschreitenden neugierig anstießen und ihre Lachlust ihm galt. Aber Mehmed wandelt seitdem nur noch vor meinem Gitterfenster des Harems auf und ab, bis ich zu ihm in den Garten trete: Seine hellblauen Locken läßt er sich nicht mehr nach Landessitte beschneiden, sie haben schon die Länge seines Rückens erreicht; und eines Abends am Spiegelsee offenbarte er mir, ihn beseele die tiefe Erkenntnis, er sei tatsächlich ein Weiser und größer als alle seine Nebenmenschen, als Mond und Sterne. Und er könnte seine unumstößliche Erleuchtung nur damit begründen, daß er ein Zwilling Allahs sei. Auch würde er ferner nicht mehr über die Straßen Konstantinopels schreiten und die winzigen Menschenhaufen zertreten, das vertrüge sich nicht mit seiner Weisheit. Aus verschiedenen Ländern läßt er Geometer kommen, welche die Höhe der Granitsäulen feststellen sollen, auf denen das Dach seines Palastes ruht. Er geht Wetten ein, natürlich gewinnt er immer. Er ist ja beträchtlich größer als die steinernen Träger. Und die Pyramide jenseits des Ufers hat er selbst mit den Klötzen aus den Baukästen der Haremskinder aufgebaut. Und die mächtige Moscheekuppel ist ein Punkt gegen seinen Kopf. Und sein Vater, der Großvezier, erbaut sich an der heiteren Laune seines sonst so schwerbrütenden Sohnes; übersteigen seine Späße doch die Sprünge der Gaukler vor dem Palast. Aber ich werde täglich schwermütiger, wie Lilame, seine Mutter. Und es war in aller Frühe, die Priester hatten noch nicht die Gebete verrichtet, als ich Mehmeds Stimme vor meinem Fenster höre. Er schwenkte eine Zeitung triumphierend wie eine Siegesfahne durch die Luft. Und er ließ mir kaum Zeit, die große Neuigkeit zu lesen. Es handelte sich um ein Elefantenriesenmonstrum aus Ost-Indien. Augenblicklich weilte es in der Kaiserstadt der Deutschen, im Abendland. Fünfundzwanzig schwarze Mehmed-Diener müssen sich zur Reise bereit halten und außerdem die Hochgestelltesten im Palaste, und ich, seine Base, die ich seine Weisheit zuerst erkannt habe. Auf der Fahrt über die Gewässer verhielt sich Mehmed auffallend schweigend, nur manchmal steigt ein Siegeslächeln jäh wie auf Meileneile über sein Antlitz und verklärt seine hellblauen Haare. — Umzäumt von drei Eisengittern gewahrten wir Goliathofoles, das Riesenmonstrum, und in den Nebenkäfigen die anderen Elefanten, die ihn kopfschüttelnd begaffen. Er war gerade im Begriff, zwei Kessel Wasser auszuschlürfen. Auf eine Ei
gabe hat die Hauptstadt die Kessel der Gasansta
dem hohen Gaste zur Verfügung gestellt — un
der Westen war ohne Beleuchtung. Goliathofole
war so groß — um gewissenhaft zu berichten
auf seinem Kopf lag Schnee. Aber nichtsdest
weniger verstand er mit seinem Rüssel die Org
zu drehen und namentlich die Trommel zu schl
gen. Heute aber weigerte er sich entschieden, sein
Kunststücke dem Publikum vorzutragen. Trotz d
vielen Zuckerhüte, die für ihn zur Belohnung i
Bereitschaft standen. Mehmeds schmächtige Gli
der krampften sich vor Ungeduld und di
fünfundzwanzig Diener seiner Haut spannte
ihre volle Kraft an, um das Vorhaben ihre
Herrn zu verhindern, in den Käfig einzudringe
Mit zugespitzten Lippen, girrende Tön
flötend, versuchte er das unfolgsame Riese
tier zu ermutigen. Bisquitkrümel warf er in se
höhlenaufgesperrtes Mäulchen. Er duckte sic
immer kleiner, damit Goliathofoles auch den au
munternden Trommelwirbel seiner Hände auf de
Gesäß eines seiner Diener vernehmen könn
„Gutes Kiehnd, gutes Kiehnd....!" Einen so kös
lichen Prinzen hat das Publikum in seiner Haup
stadt noch nicht empfangen. Mir aber ranne
schmerzende Tränen über das Herz.

Djellah

Von Peter Altenberg

Stets betrachtete ich diesen speziellen Typu
von adeligster schlankster brauner Frauenschönhe
als meine geliebten vergötterten Kindchen. Ic
meine in diesem Falle die malerische Tänzeri
Djellah. Nicht was sie kann, was sie ist, ist i
Besonderes! Ihr Sinn, die Form ihrer Glieder, d
Ausdruck ihrer Augen, die Modellierung von Stir
und Nase, die Farbe ihrer Haut, die Zartheit ihre
Wesens ist ihr Besonderes. Man würde sie ebens
verehren, wenn sie langsam durch Lianenwälde
schritte oder in einem kleinen Rindenboote sä
oder in einem Dorfe vor einer niederen Hüt
kauerte —. Sie repräsentiert eine andere Welt, ein
schlanke, biegsame, braune Welt, erfüllt mit natü
licher Anmut und sanfter Bewegungsfreudigkei
Die unbeschreibliche Schönheit ihrer gelbbraune
Beine zu schildern wäre geschmacklos. Vor Ideale
verstummt man, falls man nicht ein ganze
Feuilleton darüber zu schreiben den ehrenden Au
trag erhalten hätte. Da freilich muß man loslege
coute que coute. Djellah ist in der Richtung de
herrlichen Ruth St. Denis; nur leidenschaftslose
weniger prunkvoll, selbstverständlicher, ohne Cobr
Gift-Dekoration. Um so edler und wertvoller. B
uns kümmert man sich leider noch immer viel z
viel um das „Können" von Menschen als au
schließlich um ihr „Sein". Das Erlernbare ist „e
lernbar", aber vor dem „Unerlernbaren" in jeg
licher Richtung, da müssen wir „Habt Acht!
stehen und ehrfurchtsvoll salutieren. Heil Djellah
Können, erlernen ist gar nichts; aber es von Schick
sals Gnaden mitbekommen haben, Glieder, Händ
Füße, Gelenke, Teint, das ist das wirklich Beso
dere auf Erden.

Bei Gelegenheit ihres Auftretens in Wien

Fortschritt!

Niederungen der Bedürftigkeit

Der Königsberger Naturforschertag hatte da
Berliner Tageblatt so aufgeregt, daß es be
schloß, seinem Leserkreis auch einmal wissen
schaftlich zu kommen. Zu diesem durchaus päda
gogischen Ziel wurde ein unglücklicher Presse-Grei
abkommandiert, der sich aber mit Händen und
Füßen gegen seine Aufgabe gewehrt zu haben
scheint. Dieser Bedauernswerte ging offenbar vo
der Absicht aus, dem Publikum des B. T. da
Geheimnisvolle aller Wissenschaft schon durc
seinen Stil zu weisen. Der Verfasser — J. Kastan
möge sein Name überliefert sein — macht scho
durch den Titel seines Artikels auf die Schwierig
keiten des naturwissenschaftlichen Studiums auf
merksam:

Königsberger Nachklänge

Ein Rückblick auf den Naturforschertag

Sein Ziel ist schon beinahe erreicht. Der Leser ß jedenfalls noch nicht, ob er auf die Nach-nge des Naturforschertages hören oder auf nigsberg zurückblicken soll. Aber nicht nur tik und Akustik streiten um den Sieg. O nein, n Esoteriker Kastan gehts um Höheres.

„Die Gedankenkolosse, die Planck und seine beitsgenossen am Baume der Erkenntnis in ihren nwerkstätten hin- und herwälzen, um neue schauungen von dem Weltbilde zu gewinnen, bleiben vorerst wenigstens dem Laiensinn un-änglich; sie bleiben vielmehr geheim und sind t entfernt davon, allgemein und gleich zu sein. n nähert sich ihnen nur unter ganz bestimmten, r unerläßlichen intellektuellen und scientifischen raussetzungen."

Das steht wirklich da, in der Abendausgabe n 28. September einer großen Berliner Zeitung. essen scheint sich doch, nach der ganzen Fas-g des Satzes, der Herr Kastan zu wundern, seine „Gedankenkolosse" nicht „allgemein und ich sind". Er kann ganz ruhig sein. Wie sollen ärmsten denn allgemein und gleich sein, wo sie h nicht wissen, ob „die Planck und seine Ar-tsgenossen" sie „am Baume der Erkenntnis" oder ihren Hirnwerkstätten" „hin- und herwälzen". denke, schon das beschwerliche Hin- und Her-zen wird ihnen ihre Gleichheit genommen haben. rum sie aber nicht auch „allgemein" sind? Sehr fach! Man nähert sich doch nur unter uner-lichen scientifischen Voraussetzungen. Ich reife nicht, wie Herr Kastan es über sich ge-nen kann, nicht: Heureka! zu rufen. Die Ent-kung, daß man sich der Wissenschaft nur unter ntifischen Voraussetzungen nähert, hat doch ner ein Fluidum an sich, das dem Tageblatt eahnte Siege unter einem Leserkreis sichert, der n bisher nur mit der bereits etwas veralteten rleitung der Armut aus dem Pauperismus be-äftigt. — Woran liegt aber dieser ungeheure schwung der Dinge? Er liegt an einer Cha-tereigenschaft des Forschers Ehrlich. Bisher nte man musikalische und unmusikalische For-er. Das Tageblatt hat eine neue und sehr bildete Begabung entdeckt: die biologische. Bitte, n lese: „Der biologische Forscher Ehrlich, der ch seine Entdeckung mitten hinein in das Ge-hl des Lebens getreten ist..." Der scientifische rnalist Kastan, der mitten hinein in das Gewühl Syntax getreten ist, war aber so bescheiden, e triftige Entschuldigung vorzubringen: „Denn die Erkenntnistiefen, wenn auch nur nach-greifend, mit einzudringen, ist und bleibt in alle igkeit nur den wenigsten beschieden."

Nun, die alte gute Reportersitte hat ja stets geschrieben: Wenn man irgendwo nicht mit ndringen kann, dann wartet man draußen und gt den Portier aus. Der Portier scheint denn h Herrn Kastan berichtigt zu haben. Mit den enntnis-Tiefen war es wohl nichts; denn auf mal bekommen wir von Planck und Ehrlich zu en: „Nur daß der eine sich lediglich auf den ochspitzen der reinen Anschauung hält und ten muß, während der andere in die Niede-ngen der Bedürftigkeit sich herabzu-sen vermag". Wer kann ermessen, wie furchtbar ährlich die Kletterpartie von den Tiefen über Hochspitzen in die Niederungen ist, wenn der rnalist, der sie verantwortet, sich nicht zu ent-eiden vermag, in welche Niederungen Ehrlich n herabläßt: in die Niederungen des Bedarfs, er in: die jener, welche seiner bedürfen, oder gar aber nein, das ist doch wohl im Tageblatt un-glich — in die der Bedürftigen?

Progreß

err Busse zog über die Hügel

Das „Literarische Echo", diese „Halbmonats-rift für Literaturfreunde", ist ein Blatt, in dem n die kleinen Dichter gegenseitig den Lorbeer s Haupt setzen.

In der letzten Nummer lobt ein Herr Gustav üler Herrn Carl Busse auf der Teufel komm' s. Er kommt aber auch sofort, denn die hsten drei Seiten enthalten ein Selbstporträt sses, zu dem er vor dem Spiegel Toilette gemacht hat. Von Herrn Schüler sagt der ahnungslose Hans Benzmann, daß er „ein sprödes Talent sei, pathetisch und wuchtig, in kraftvoller Wortsymbolik und skeptischem Paradoxismus schwelge". Ich habe dies erst nachher gelesen.

Ich saß eines Abends im Café Bauer und blätterte in den Zeitschriften, bis mein Blick auf eine Stelle fiel, die mich aufrüttelte. „.... eine leise beseelte Künstlerhand, ein feines sonntägliches Glockenschwingen und Schmetterlingsfliegen über rotblühenden Kleefeldern und wogenden Ackerbreiten." Was war geschehen?! Herr Carl Busse hatte einen neuen Gedichtband unter dem Titel „Die heilige Not" erscheinen lassen. Seit Herr Schüler dieses Buch gelesen hatte, fand er keine Ruhe mehr. „Die Not baut unerbittlich ihre hohen, lichtverstellenden Schranken. Blumen, die hinaufwollen, müssen verkümmern, weil die Planken, die um alle Sehnsucht gezimmert sind, nichts dulden, das sie im Drang nach Licht und Leben übersteigen will." Herr Schüler merkte in seiner unbefleckten Ahnungslosigkeit nicht, daß Herr Busse sein Buch aus eben den Planken gezimmert und — damit sie nicht in ihrer häßlichen kiefernen Nacktheit dastehen sollten — mit Fliegenleim und Lakritzensaft bestrichen hatte. Kraftvolle Wortsymbolik, sagte Herr Benzmann Herrn Schüler nach. „Trotz allem, was man in merkwürdiger und merkwürdig störrischer Art gegen ihn (Busse) gesagt hat und noch sagt, ist er ein Meister in Stimmung und Form. Er ist voll allem, es sei wiederholt, lyrisch bis in die Fingerspitzen." Das ist kraftvolle Symbolik.

Weiß man im „Literarischen Echo", weiß Herr Schüler denn, was lyrisch ist? Busse — ein Lyriker?! Busse, der neben Rudolf Presber zu den Lieblingen der Mädchenpensionate zählt, Busse, der niemals Gedichte, sondern nur Rosinenwasser verzapft hat, lyrisch? Ich habe die vier Gedichtbände Busses nicht gelesen, nur darin geblättert. Aber im „Literarischen Echo" fand ich ein Gedicht, aus dem ich folgende Verse hersetzen will. Ernstgemeinte. „An mein Kind".

Doch heb' einst nicht das Haupt so sehr:
wir kamen auch von unten her
in Tiefen haben wir geschafft,
die Tiefe gab uns Kern und Kraft.
Es trug dein Ahn kein Ritterschwert,
ihm waren Pfriem und Ahle wert.
In blanker Kugel glomm das Licht —
Vergiss das nicht — Vergiss das nicht.

Viel schlechter sind Stammbücher-, Ansichtskarten- und Stollwerkbilderreime nicht. Auch früher schrieb Busse so.

Die Graugans zog gen Süden heut
wohl mit geschwindem Flügel,
da fuhr mit Schall und Brautgeläut,
juchheirassa!
ein' Hochzeit über die Hügel.

Juchheirassa! lyrisch bis in die Fingerspitzen! Ist Busse, der Prosaist besser? Er selbst gibt zu: „All die Romane und Novellen, die ich schlecht machen mußte, weil ich sie noch (!) nicht gut machen konnte, haben mir Studium und Ehe, haben mir ein Leben ermöglicht, wie ich es führen wollte. Ich liebe die Dichter nicht, die nur am Schreibtisch Dichter sind und deren ganze Kraft in ihre Bücher geht". Hiernach erübrigt es sich, eine Probe aus der „Referendarin" oder den „Königsträumen" anzuführen. Aber nicht genug, daß Busse das Deutsch seiner halbpolnischen Heimat spricht. Er stammt aus dem Städtchen Birnbaum und erzählt im „Literarischen Echo", daß auch Lesser Ury (der nur von den Zionisten geschätzt wird), Franz Jüttner (ein Zeichner der sogenannten „Lustigen Blätter", der die Wände des Bierrestaurants „Künstlerklause" verschandelte), Georg Busse-Palma (ein jüngerer Bruder des Herrn Carl Busse, auch ein „Lyriker", der chinesische Dichter vergewaltigte), und die Söhne des Herrn Jankreff Tietz, denen ein paar Dutzend Warenhäuser gehören, in Birnbaum geboren sind. Dann fährt Herr Busse fort: „Birnbaum zählte damals 2500 Einwohner... und ich frage jeden Menschen, wo es in deutschen Landen noch ein so geringes Nest gibt, das in einer kurzen Zeitspanne ein halbes Dutzend doch immerhin respektabler Leute hervorgebracht hat — Leute, die sich so oder so ihren Zeitgenossen bekannt gemacht haben. Wer eins weiß, soll es sagen." Das ist doch eine Unverfrorenheit, die selbst einem Größeren schlecht zu Gesicht stände. Busse gibt zu, daß er nur des Geldes wegen geschrieben hat. Aber warum versuchte er es nicht mit einer jetzt so beliebten Spezialität, zu Millionen zu gelangen. Seine Verse schreien nach Paul Lincke und Victor Holländer. Man weiß, daß R. Lothar selbst mit dem Reimlexikon keine Chansons zustande bringt. Für Herrn Busse wäre es eine Kleinigkeit. Es würde mir eine Genugtuung bereiten, kündete Herr Palfi dem Kurfürstendamm im nächsten Jahre an:

„Die Referendarin"
Operette in drei Akten von Carl Busse
und Rudolf Lothar
oder
„Königsträume"
Operette von Carl Busse und Victor Léon.

Dann würde Herr Busse dem Publikum keine Engelhörner mehr aufsetzen können und doch könnte ihm Herr Holländer einen Einzugsmarsch (frech nach Wagner) in eine Grunawaldvilla schreiben. Zu seinen Hausabzeichen: Ahle, Pfriem und Schusterkugel ließe sich eine stimmungsvolle Couponschere hinzutun — und Herr Benzmann würde von kraftvoller Symbolik sprechen.

Aber ich fürchte, Herr Busse hält sich für einen Dichter. Wäre Herr Busse nur Gedicht- und Romanfabrikant, man würde ihn ertragen, würde es hinnehmen, daß sein Schaffen der Einbruch der Goldenen 110 in die Literatur ist. Seine Leihhauseleganz wäre ein Schulbeispiel. Es muß auch schlechte Schriftsteller geben — aber sie sollen aufrichtig sein und sich nicht als Berufene in Szene setzen. Dieser Herr Busse ist nämlich Kritiker, Kritiker beim „Literarischen Echo" und „Velhagen und Klasings Monatsheften". Wie er das Amt des Rezensenten, des Torwächters an der engen Pforte des Reiches der Kunst (André Gide hat einst diese Worte gesprochen) auffaßt, mag eine Aeußerung zeigen, die er drucken ließ: „Rudolf Herzog kann die Kritik auslachen, denn das Publikum hat sich für ihn erklärt". Hiermit ist der Kritiker Busse gerichtet. Sein Ruhm ist ein Treppenruhm. Er ist stufenweise die teppichbelegten Aufgänge der Kurfürstendammwohnungen emporgeeilt und hat sich in die Boudoirs gedrängt, wo er neben den Hausfreunden und den „Gesprächen der Aloysia Sigara" auf dem Divan zu liegen kam. Nach Art emporgekommener schlechter Dichter haßt er die echten. Und so erzählte er den Lesern von „Velhagen und Klasings Monatsheften" neulich folgende Unverschämtheiten von dem herb-süßen Roman „Malte Laurids Brigge": „Die zweibändigen „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" sollen nur als charakteristische Ausgeburt einer selbstgefälligen Aesthetenkunst Erwähnung finden. Aus dem ungeheuren Wortbrei der zwei Bände habe ich sonst nur noch behalten, daß einmal ein blinder Mann Blumenkohl ausruft — was für Herrn Brigge ein ungeheures Erlebnis ist." Die subalterne Phantasie Busses kann sich in die Gedankenwelt Brigges nicht einschleichen. Von dem Verfasser, Rainer Maria Rilke, sagt Busse: „R. M. Rilke war bisher ziemlich harmlos: ein poetischer Kunstglasbläser und Zierathämmerer. Sein Malte Laurids Brigge aber hätte das Zeug dazu, die Entwicklung einer sanften Verblödung in einem gar zu aufmerksamen Leser anzubahnen. Und darauf darf man es nicht ankommen lassen. Man muß sich für seine Kinder erhalten." Vielleicht wäre es besser, statt gegen Busse ein Pasquill gegen das Publikum zu schleudern, welches nicht protestiert, wenn alberne Bemerkungen als kritische Waffengänge ausgeboten werden. Diese Leser haben den Treppenruhm Busses gezüchtet, sie lassen ihn nicht fallen.

R. K. Neumann

Die neue Sezession

Die Kritik macht sich das Leben sehr bequem. Sie arbeitete bei jeder neuen künstlerischen Erscheinung, bei jeder neuen künstlerischen Institution mit denselben Mitteln: sie schweigt oder witzelt. Und das Publikum lacht. Beiden Parteien gemeinsam ist das innige Verhältnis zu Michelangiolo und Rafael, zu Goethe und Schiller, zu Beethoven und Mozart. (Allerdings berufen sich auch die Kitscher aller Künste auf diese Herren.) Konservative, Liberale und Demokraten sind darin einig, daß ungefähr mit dem Jahr 1870 die Kunst definitiv begraben wurde. Sie erkennen aber bereitwillig die Leute an, die sie an ihre Jugend- und

Schul-Eindrücke möglichst getreu erinnern, also die Kopisten. Denn die Mehrheit ist angeblich so durch die Geschäfte und die Lebensfreude überanstrengt, daß sie nicht Lust hat, Neues aufzunehmen. Namentlich, wo es sich um unfruchtbare Dinge handelt. Lieber treibt man den blühenden Unsinn, in die Luft zu fahren. Vielleicht funktioniert es bald und wir können hier auf der schäbigen Erde wieder atmen. Aufatmen.

Ein rührender Zug der Deutschen bleibt ihre Liebe zu den ollen Griechen. Die sind ihnen tüchtig eingebleut. Die sitzen. Ein Besitztum für den unkünstlerischen Menschen: die Elle, mit der die Werke der Bildhauerei gemessen werden können. Die Griechen verstanden es (das haben wir gehabt). Sie fanden alles, sogar das Meer. Sie wagten sich freilich hinauf. Aber warum sich ins Uferlose verlieren, denkt der solide Bürger, wenn man schon mal etwas gefunden hat. Zeus Otricoli, Venus von Milo. Das ist es. Punkt.

Für die Malerei sorgte die Renaissance, „jene Epoche, welche...“ Enge Verwandtschaft mit den Griechen nachzuweisen. Dazu Italien, das Land der Kunst, wo die Zitronen blühn. Goethe. Punkt.

Die Niederländer. Schon vorsichtiger zu behandeln. Naturalismus. Fleischeslust. Dennoch: Rembrandt haben wir gehabt. Helldunkel sehr künstlerisch. „Dämmerung“ in Deutschland durchaus plausibel.

Die alten Deutschen. Wenigstens wieder Verwandtschaft mit den bewährten Niederländern nachzuweisen. Und mit dem Christentum. Und die Deutschen „denken“. Also genehmigt.

Nun wird die ganze Angelegenheit erst bedenklich. Mit Feuerbach und Boecklin geht man mit. Sie verbinden griechische Gestalten mit deutschem Empfinden. Böcklin insbesondere schildert. Man kann das verstehen.

Die Franzosen wurden 1871 endgültig geschlagen. Und jetzt werden ihre Maler zu Meistern ernannt. Solchen Unfug sollen wackere, ehrliche Menschen mitmachen? Watteau ließen sie sich gefallen, man kann seine Szenen für Maskeraden gebrauchen. Aber van Gogh! Da mußte ein Lokalanzeiger im Namen der Menschheit dreinschlagen. Keine Verwandtschaft festzustellen. Keine Tradition. Selbst die Weisheit der Fibel und des Bilderbogens auf den Kopf gestellt. Das Fundament der letzten Vorschulklasse zertrümmert. Gelöst sind alle Bande der Natur, alle Subjekte von ihren getreuen Objekten: der Baum ist grün, Himmel blau, Mohn rot, Schaf weiß.

Der Deutsche lebt nur in Formeln, Dogmen und Symbolen, lebt also überhaupt nicht. Er lacht, wenn der Lyriker vom Hören mit dem Auge spricht. Wenn er wenigstens damit s e h e n könnte. Er rühmt sich dieser Fähigkeit und trägt stets eine rationalistische Brille. Sie färbt ihm die Außenwelt. Sie schützt ihn vor den Strahlen des Genies. Blendendes verblendet ihn. Es reizt ihn. Nur wenn der Glanz genommen ist, wenn er seine Ursachen untersuchen und „verstehen“ kann, läßt er sich diesen Schwindel gefallen. Genie und Mystik ist Quatsch. Nur auf dem Weg der Analyse und der Pädagogik bewilligt er dem andern die Optik des e i g e n e n Auges.

Was natürlich zum Künstler nicht ausreicht. Höchstens zum Maler. Denn Kunst besteht nicht aus der richtigen Wiedergabe äußerer Eindrücke. Das ist ihre Voraussetzung, die T e c h n i k. Modellposen nachweisen können, bedeutet nichts, „Kunst des Buchstabierens“. Kunst fordert die Belebung, die Bewegung, die Beseelung des Anschaulichen. Des Anschaulichen. Literatur läßt sich nicht malen.

Die Neue Sezession wird Erfolg haben. Weil sie die Großen der Kunst „menschlich näher bringt“, plausibel macht, wie ich schon sagte. Ueber van Gogh (mit Abstand zu nennen), über Gauguin, Hodler, Klimt, Matisse wird geschimpft. Ihre Nachahmer sieht man sich an. Die göttliche Manie wird hier zur irdischen Manier. Die unverständlichen Striche und Punkte und Farben sind korrekt geordnet, S i n n ist in die Geschichte gebracht.

Das treibt die Mehrheit.

Trotzdem ist das Niveau höher, als bei ähnlichen Veranstaltungen. Es sind einige da, die Technik in meinem Sinn besitzen, die mit eigenen Augen sehen. Ich nenne E. L. Kirchner. Es sind einige da, die Kunst in sich tragen. Ich nenne den Maler Max Pechstein und den Bildhauer Otto Freundlich.

Und erregte Kunstfreunde möchte ich mit dem wichtigsten Griechenwort beruhigen: Panha rhei.

T r u s t

Kuno Kohn

Von Alfred Lichtenstein

Seit einem halben Jahr wohne ich in der Nürnbergerstraße. Von den Hausbewohnern hat noch niemand etwas gemerkt. Ich bin vorsichtig.

Das weiße Kostüm bringt mir Glück, ich verdiene genug. Ich habe angefangen zu sparen, denn ich fühle, daß die Kräfte nachlassen. Häufig bin ich matt, manchmal habe ich Schmerzen. Auch werde ich dick und alt. Ich schminke mich nicht gern — —

Ich stehe nicht mehr unter Kontrolle. Kuno Kohn hat mich frei gemacht, ich bin ihm dankbar.

Kuno Kohn ist häßlich.

Kuno Kohn hat einmal gesagt, daß er Knochenfraß habe.

Sonderbar ist die erste Begegnung gewesen:

Es regnete. Die Straßen waren naß und schmutzig. Ich stand an einer Laterne in der Kaiserallee und blickte auf die angespritzten Kleider. Wenn Wind kam, fröstelte ich. Die Füße schmerzten von den Schuhen.

Selten ging wer. Meist auf der anderen Seite. Mit aufgeschlagenem Mantelkragen. Den Hut über die Stirn... Niemand beachtete mich, ich stand traurig.

Der Kies knirschte hinter mir. Hart und plötzlich, daß ich aufschreckte. Ein Polizist kam, die Hände am Rücken. Er ging langsam. Er sah mich argwöhnisch an, stolz auf sein Recht. Er fühlte sich Herr! Er schritt weiter. Ich lachte höhnend, er schaute sich nicht um. Der Polizist verachtete mich...

Ich gähnte, es war spät geworden. Ich ging bis zur Kantstraße. Da kam einer, der war klein und verwachsen. Er blieb stehen, als er mich sah.

Er versteckte einen Teil des Gesichtes hinter dürren Fingern. Und rieb am rechten Lid wie wer, der sich schämt. Und hüstelte... Ich trat dicht zu ihm, daß er mich fühlte. Er sagte: Na — Ich sagte: Komm Kleiner. Er sagte: Eigentlich bin ich homosexuell.

Und nahm meine Hand.

Schmuck der Berliner Theaterprogramme

III / Metropol-Theater



Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

PAUL SCHEERBART
Das Perpetuum mobile
Verlag Ernst Rowohlt Leipzig

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Wochen-Spielplan der Berliner Theater

Oktober	Dienstag 4.	Mittwoch 5.	Donnerstag 6.	Freitag 7.	Sonnabend 8.	Sonntag 9.	Montag 10.	Theater mit gleichbleibendem Spielplan:	
Deutsches Theater Schumannstrasse 13 a	Judith	Was Ihr wollt	Sumurûn	Faust	Sumurûn	Don Carlos	Sumurûn	**Berliner Theater** Charlottenstr. 93	Gastspiel Hansi Niese: Das Musikantenmädel
Kammerspiele Schumannstrasse 14	Das Kloster	Gyges und sein Ring	Gawân	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Der Arzt am Scheidewege	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Der Graf von Gleichen	**Modernes Theater** Königgrätzerstr. 57|58	Die beste der Frauen
Lessingtheater Friedrich Karlufer 1	Einsame Menschen	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Das Konzert	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Einsame Menschen	**Neues Theater** Schiffbauerdamm 4a|5	Die goldene Ritterszeit
Komische Oper Friedrichstr. 104|104 a	Der Arzt wider Willen	Zigeunerliebe	Der Arzt wider Willen	Die Bohème	Der Arzt wider Willen.	Die Bohème	Der Arzt wider Willen	**Residenztheater** Blumenstr. 9a	Noblesse oblige
Neues königliches Operntheater Königsplatz 7	Manon	Don Juan	Carmen	Tannhäuser	Cavall. rusticana Barbier v. Sevilla	Mignon	MadameButterfly	**Trianontheater** Pr. Friedr. Karlstr. 7	Pariser Witwen
Neues Schauspielhaus Nollendorfstrasse 11|12	Ueber unsre Kraft I	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Wann kommst Du wieder	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Ueber unsre Kraft I	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	**Neues Operettentheater** Schiffbauerdamm 25	Der Graf von Luxemburg
Kleines Theater Unter den Linden 44	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Premiere **Der Liebestrank** Die Zensur.	Der Liebestrank Die Zensur	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Der Liebestrank Die Zensur	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	**Theater des Westens** Kantstrasse 12	Die schönste Frau
Königliches Schauspielhaus Gensdarmenmarkt	Der Schlagbaum	Die neue Sonne	Wilhelm Tell	Die Räuber	Molière und die Seinen / Tartüff	Der eingebildete Kranke	Die Journalisten	**Metropoltheater** Behrenstrasse 55|56	Hurrah — Wir leben noch!

Neue Sezession

Graphische Ausstellung 1910

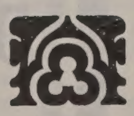
1. Oktober bis 1. Dezember

in der

Galerie Maximilian Macht

Berlin W., Rankestrasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche





ntwortl. f. d. Anzeigenteil: A. Bots / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin SW.13

Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung

Potsdamerstrasse 113 Villa II **Berlin W** Potsdamerstrasse 113 Villa II

Herbstausstellung von Werken der Maler:

Toni Stadler ✤ O. Brioschi ✤ E. Stort ✤ E. Oppler
Uhde ✤ Zügel ✤ Trübner ✤ Leibl ✤ Feuerbach etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet

Lesen und staunen!!

Um unseren Sicherheits-Rasierapparat „Romileti", welcher alle bis dato auf den Markt gebrachten Rasierapparate **übertrifft,** schnell in allen Kreisen einzuführen, haben wir uns entschlossen

5000 Stück zum Selbstkostenpreise v. Mk. 6– (statt Mk. 15–)

zu liefern.

Dieser Apparat ist aus dem **allerfeinsten Material** hergestellt, **schwer versilbert** und wird in **elegantem Leder-Etui** mit **12 vorzüglichen Schneiden** versandt.

Lassen Sie sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen!!

Beachten Sie die grossen Vorteile, die Ihnen ein **guter** Apparat bietet:

1. **Grosse Ersparnis an Zeit und Geld!** ::
2. **Stets sauber rasiert, da Schneiden und Kratzen vollständig ausgeschlossen!** ::
3. **Kein Warten beim Barbier!** ::
4. **Keine Ansteckungsgefahr, wie Bartflechten usw.!** ::
5. **Auf der Reise, auf See, im Manöver usw. unentbehrlich!**

30 mal benutzt, hat sich der Apparat bezahlt gemacht!

Die in jeder Beziehung **vorzüglichen** Messer besitzen einen derartigen durch ein spezielles Verfahren hergestellten Härtegrad, dass sie für den **stärksten Bart verwendbar** sind.

Bestellen Sie sofort, denn diese 5000 Rasier-Apparate werden infolge ihrer **noch niemals gebotenen Billigkeit** bald vergriffen sein.

Sie erhalten diesen **tadellosen** Rasier-Apparat gegen Nachnahme von **6,30 Mk. portofrei.** Wir richten nur die bescheidene Bitte an Sie, diesen Apparat in Ihrem werten Bekanntenkreise zu empfehlen.

Nach Absatz dieser 5000 Apparate kosten diese **15 Mark.**

Versandhaus chemischer und technischer Neuheiten Hans Fredrich

:: **Berlin SW. 68, Kochstrasse 72** ::

Eheschliessungen rechtsgiltig in **England** Prosp. fr.; verschl. 50 Pf. Brock & Co., London E.C. Queenstr. 90-91

Heddy Sänger, Massage, Potsdamer Str. 107. I.

Sanatorium für Kosmetik, Haut- und Haarleiden
Park gg. Palmengarten Ausf. Prosp. frei
Leipzig. Dr. med. M. Ihle.

Schriftdeutung!

L. Werner, Graphologe, z. Zt. Bad Nauheim, postlag. — Prima deutsche, engl. Ref. — Skizze 2 M.; Charakterbild 4 M. (Betrag in deutsch. Briefmark., Rückp.). Erford. mind. 20 Zeilen Prosa (kein Zitat, keine Linien). Namen, Adresse, Geburtstag, Mon., Jahr.

England. Angenehmer Landaufenthalt f. Damen i. besser. Privathause. **Miss Kendon „The Fias" Goudhurst, Kent.**

Rosa Cohn, Massage-Institut Potsdamer Str. 41 a.

Wer probt, der lobt.

Walthers echte extra milde **Lilienmilchseife**
Dtz. M. 2.50 bei 30 Stck. kostenfrei M. 6.—.
Labor. E. Walther, Halle a. S., Stephanstr. 12.

Morphium- etc. Entwöhnung in der mildesten Form absolut zwanglos bei Dr. Franz Hub. Müller, Schloss Rheinblick, Bad Godesberg b. Bonn. Modernes Spezialsanatorium, 1899 gegr. für 20 Pat. 1. Kl. Zwanglose Alkoholentwöhnung. Alle Auskünfte u. illustr. Prosp. umsonst.

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

BERLIN W 35
Lützowstr. 98, II

Telefon: Amt VI, 1769
Sprechstunde: 5–6 Uhr

MAX GIESSWEIN

Kgl. Sächs. u. Kgl. Württemb. Hofopernsänger

BERLIN W. 50, Culmbacherstr. 6

Fernsprecher VIa, 18926 Fernsprecher VIa, 18926

ERTEILT GESANGUNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Dampf-Fabrik für Puder, Schminken u. Kosmetika

L. Leichner

Lieferant der Königlichen Theater Berlin

BERLIN SW., Schützenstrasse Nr. 31

Die besten Gesichtspuder sind:

Leichner's Fettpuder
Leichner's Hermelinpuder
Leichner's Aspasiapuder
Leichner's Tagesschminken
Leichner's Kaiserrot, Blumenrot
Leichner's Rouge de Theâtre
Leichner's Rouge Aspasia

Leichner's Fettschminken für die Bühne

Ferner sind im täglichen Gebrauch der Künstler und Künstlerinnen: Goldcream, Abschminke, Abschminkpapier, Augenbrauen- und Lippenschminke, Puderquasten, Hasenpfoten, flüssige Schminken, Eau de lys, Haarpuder, Zahnpasta, Leichner-Album, Polisseur zur Nagelpflege. Neu: Leichner's Handschuhpuder, feinste trockene Parfümierung und zur Körperpflege.

Erste Preise auf allen beschickten Weltausstellungen, zuletzt Wien 190 Goldene Staatsmedaille; St. Louis U. S. A.: Grand prix; Paris 190 Vice-Präsident der Jury international; Mailand 1906: Grand prix

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: Nr. 307/8 ::
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER
Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

Berufen Sie sich
bitte bei Einkäufen auf die Anzeigen dieser Zeitschrift